Tagesneuigkeiten.

Wien, 22. Juli.

Der Fall Saubermann.*)

(Gutachten des Baron Alfred Berger.)

Zum Sachverständigen in dem schwebenden Ehrenbeleidigungsprocesse Ludwig Ganghofer contra Siegmund Saubermann bestellt, beehre ich mich, das nachfolgende Gutachten unter meinem Eide abzugeben:

Herr Saubermann behauptet in einem an einige Wiener Redactionen gerichteten Schreiben ddo. 19. December 1892, das Ganghofer'sche Schauspiel „Auf der Höhe" sei aus einem von Herrn Saubermann verfassten Trauerspiele geschöpft; wesentliche Theile der Handlung, sowie die zwei Hauptcharaktere des Ganghofer'schen Schauspiels seien mehr oder minder verändert dem Saubermann'schen Stücke entlehnt, „so daß geradezu selbst die Worte stimmen".

Auf Grund sorgfältiger Prüfung und Vergleichung der beiden Stücke erkläre ich: Gang der Handlung und Charaktere sind in den genannten Stücken so wesentlich verschieden, daß gar kein Anlaß vorliegt, an eine Entlehnung zu denken.

Grundmotiv des Ganghofer'schen Stückes ist das Folgende: Gregor Stark, ein rücksichtsloser moderner Streber, will, um zu Geld und Macht zu gelangen, die Tochter des Fabrikanten heiraten, zu dessen Associé er sich schon emporgeschwungen, und den er beherrscht, weil er um eine von ihm begangene grobe Unredlichkeit weiß. Bei diesem Vorhaben ist ihm seine Geliebte unbequem, eine arme, kränkelnde Stickerin. Er will sie forthaben, trachtet, liebevolle Sorge für ihre Gesundheit heuchelnd, sie aufs Land zu bringen. Sie aber erkennt seinen Verrath, beschwört, bedroht, beschimpft ihn, so daß er sie vor Wuth und Angst vom Balkon ihres Zimmers in den in der Tiefe rauschenden Strom stürzt. Von der Mordthat weg eilt er zum Verlobungsdiner, bei welchem er, von Gewissensangst gefoltert, unhäufig „die Stimme des Wassers" zu ertragen, die im Regen, der draußen niederrauscht, drohend zu ihm spricht, am Herzschlag stirbt. Den Hintergrund zu dieser Handlung bildet eine Arbeiterbewegung in der Fabrik, deren Director Gregor Stark ist.

Grundmotiv des Saubermann'schen Stückes ist das Folgende: Willy Halden, ein begabter junger Schriftsteller, liebt eine bemittelte Courtisane, Betty Bruder, und wird von ihr wieder geliebt. Er lebt bei ihr und, nachdem er nichts mehr hat, von ihrem Gelde. Endlich entschlossen, dieser unwürdigen Lage eine Ende zu machen, verliebt er sich in ein schönes Mädchen aus gutem Hause, Frieda Marseg, und findet Gegenliebe. Frieda, erst durch die Mutter Betty's über Willy's eigenartige Beziehungen zu dieser aufgeklärt, dann durch einen Besuch bei Betty völlig aus allen Himmeln gerissen, weist, so schwer es ihr wird, Willy's Werbung zurück. Willy aber läßt nicht nach. Er will frieden erringen und sich von Betty losreißen. Diese aber, die Willy wahrhaft liebt, gibt ihn nicht frei und pocht, da zärtliche Klagen und Bitten nichts fruchten, drohend auf den Besitz der Briefe, in welchen ihr Willy schriftlich die Ehe versprochen hat. Willy erbricht den Schrank, in welchem Betty nebst ihrem Gelde und anderen Werthsachen die Briefe verwahrt, und eilt mit diesen zu Frieda, die nun nahe daran ist, seiner stürmischen Leidenschaft zu erliegen. Die Polizei, von Betty geführt, findet den Einbrecher bei Frieda hinter dem Vorhange ihres Bettes versteckt, und Frieda, um den Geliebten durch den Nachweis eines Alibi zu schützen, sagt vor ihrer Familie, den Hausleuten, Betty und der Polizei aus, Willy wäre den ganzen Abend bei ihr gewesen. Sie verlobt sich nunmehr mit Willy. Noch einmal versucht Betty, sie durch Flehen und Drohen zum Verzicht zu bewegen, und bedroht sie mit dem Revolver. Als Willy dazwischentritt, erschießt sie sich selbst. Frieda, sich moralisch als Betty's Mörderin fühlend, wird wahnsinnig, und Willy wird als der Mörder Betty's verhaftet. Der sociale Hintergrund, welcher dem Schauspiele Ganghofer's den eigenthümlichen Charakter verleiht („die moderne Fulda-Fassung", wie Herr Saubermann schreibt), fehlt gänzlich.

Abgesehen von der tiefgehenden Verschiedenheit in Diction, scenischer und schriftstellerischer Mache u. s. w., welche zwischen beiden Stücken obwaltet, und die es an und für sich als äußerst unwahrscheinlich erscheinen läßt, daß Herr Ganghofer die Arbeit Saubermann's benützt haben sollte, macht es diese Inhaltsangabe wohl jedem Unbefangenen augenscheinlich und einleuchtend, daß die Behauptung, das Ganghofer'sche Schauspiel sei im Ganzen oder in Einzelheiten aus dem Saubermann'schen geschöpft, jeder thatsächlichen Grundlage entbehrt.

Welcher Art wohl die verwandtschaftliche Aehnlichkeit ist, welche die beiden Stücke zeigen, macht wohl das bekannte Scherzwort Grillparzer's am deutlichsten, der sagte, die Verwicklung in allen modernen Dramen bestehe im Grunde darin, daß ein Weib zwischen zwei Männern oder ein Mann zwischen zwei Weibern stehe.

Herr Saubermann behauptet in seinem Schreiben, zwischen seinem und Ganghofer's Stücke bestehe vielfach geradezu wörtliche Uebereinstimmung. Die mit rothem Bleistift im Manuscript angezeichneten Verweisungen geben leider keine verlässlichen Winke zur Entdeckung der angeblichen Parallelstellen im Ganghofer'schen Schauspiel, das Herr Saubermann nur höchst ungenau zu kennen scheint. Bei der in Folge dessen höchst mühseligen und zeitraubenden Untersuchung war ich gezwungen, die Stellen bei Ganghofer, die Herr Saubermann an sein Stück erinnert haben mögen, zumeist selbst aufzufinden, wohl gar zu errathen. Wo ich überhaupt zu einem halbwegs bestimmten Ergebnisse gelangen konnte, erwies sich der Parallelismus als ein solcher, der für die Behauptung des Herrn Saubermann gar nichts beweist. Denn derartige Parallelismen bestehen zwischen Stücken, die gewiß in gar keiner Beziehung zu einander stehen. Jeder Literaturkundige kann die Wahrheit des Goethe'schen Ausspruches: „Du kannst nichts Kluges, kannst nichts Dummes denken, das nicht die Vorwelt schon gedacht", durch verblüffende Beispiele erhärten. So findet sich eine Stelle in einem modernen französischen Lustspiel, in welchem der Eindruck, den das Gebahren Verliebter auf einen nicht Verliebten macht, verglichen wird dem Eindruck, den es macht, wenn wir Leute tanzen sehen, ohne Tanzmusik zu hören, schon annähernd gleichlautend in einem verschollenen spanischen Schauspiel, das der moderne Franzose kaum gekannt haben dürfte. So dürfte es nicht schwer fallen, in älteren Schauspielen, aus denen Herr Saubermann gewiß nicht geschöpft hat, Parallelstellen aufzutreiben, die manchem seiner Sätze ebenso ähnlich sind wie die Ganghofer'schen den seinigen.

Eine Ausnahme macht nur eine einzige Stelle im Ganghofer'schen Schauspiel, die sich jedoch nicht, wie Herr Saubermann citirt (auf Blatt 19 seines Manuscripts), im dritten Acte, sondern in der siebenten Scene des vierten Actes von „Auf der Höhe" vorfindet. (Seite 83.)

Zur besseren Vergleichung will ich die Stellen neben einander setzen:

Saubermann. Zweiter Act. — Dritter Auftritt.	Ganghofer. Vierter Act. — Siebente Scene.
Frieda (allein):	Helene (allein):
... Warum mich wohl liebt? Bin ich denn schön? (Geht zum Spiegel.) ... So herbe liest es da um die Mundwinkel; es kommt vom vielen Nachdenken. (Lächelt.) Sieh, wie es schwindet, wenn ich lache — o, ich will immer lachen, dann werde ich ihm besser gefallen. (Nimmt eine Rose und steckt sie sich ins Haar.) So, jetzt bin ich auch geschmückt!	... Weshalb liebt er mich? (Sieht sich in den Lehnstuhl zurücksinken.) Schön! Bin ich denn schön? (Wendet langsam, wie in Furcht, den Blick nach dem Spiegel.) Bin ich schön? — Diese dünnen, zuckenden Lippen, die schmalen Wangen, diese tiefen, dass schön! Und dieses vergrämte, blasse Gesicht mit den schwarzen Haaren darüber ... Wenn ich für mein Haar nur eine Blume hätte! ... Ist denn nicht eine einzige Blume? ... Ach ... die letzte! (Bricht die Blume.)

Hier liegt zweifellos eine reale, nicht nur für eine lebhafte und erregte Phantasie wahrnehmbare Aehnlichkeit des Gedankens und theilweise auch des Wortlautes vor. Läßt sich nun aus dieser Aehnlichkeit mit Recht schließen, daß Gedanke und Wortlaut dieser Stelle des Ganghofer'schen Stückes aus dem Saubermann'schen herübergenommen seien? Ob ein derartiges grobes Plagiat einem Schriftsteller vom Range Ganghofer's überhaupt zugemuthet werden könne und dürfe, lasse ich, da dies der Richter zu erwägen hat, unerörtert und beschränke mich auf die sachliche Seite der Frage.

Nach meiner Ueberzeugung ist der Schluß aus der Aehnlichkeit des Wortlautes und Gedankens auf eine stattgefundene Entlehnung in diesem Falle ein untrifftiger. Es gibt Fälle, in welchen die Congruenz des Wortlautes, die hier nur bei dem Stückchen: „Bin ich denn schön?" zutrifft, einen sicheren Beweis für die Entlehnung bildet. In jenen Fällen nämlich, in welchen es der Natur der Sache nach unwahrscheinlich ist, aus Wunderbare grenzen würde, daß die Congruenz des Textes durch ein bloßes Spiel des Zufalls entstanden sei.

Wenn zum Beispiel ein anderer Sachverständiger dem löblichen Gerichte ein mit dem meinigen aufs Wort gleichlautendes Gutachten überreichte, wäre es wahrscheinlicher, daß das eine eine Copie des andern sei, als daß wir Beide auf die nämlichen Worte verfallen sein sollten. Also steht es eben in unserem Falle nicht. Wenn Herrn Ganghofer einmal der nämliche Gedanke kam, der Herrn Saubermann gekommen war, so wäre es im Gegentheil im höchsten Grade unwahrscheinlich, wenn nicht auch theilweise eine Congruenz des Wortlautes zustande käme. Er läßt seine Helene sich fragen, ob sie schön sei, so schön, um den Geliebten gefallen zu können. Wie soll er das in einem Monolog anders ausdrücken, als durch den Fragesatz: „Bin ich denn schön?" Herr Saubermann konnte aus gleichem Grunde auch keine andere Fassung finden. Daher die Congruenz des Wortlautes, die zu ihrer zureichenden Erklärung der unwahrscheinlichen Annahme einer Entlehnung nicht bedarf. Wenn aber, wie dargethan, die Congruenz des Wortlautes nichts für die Entlehnung beweist, beweist die Congruenz des Gedankens nicht desto mehr, von der jene die Folge ist? Auch diese Frage muß ich mit einem entschiedenen Nein beantworten. Die genialsten Gedanken, deren der Menschengeist fähig ist, haben, wie die Geschichte der Wissenschaften und Künste nachweist, verschiedene Menschen gleichzeitig, ohne von einander auch nur zu ahnen, gefaßt. Der Gedanke aber, daß ein junges Mädchen sich zweifelnd frage, ob sie denn schön sei, daß sie sich im Spiegel betrachtet und den Ernst ihres Ausdruckes durch eine Blume mildern will, ist doch wahrlich nicht, gleich der Erreichung eines Planeten, ein solcher, den man nur einem einzigen erlesenen Sterblichen zutrauen kann, so zwar, daß man das Recht hätte, Jedem, der diesen Gedanken äußert, zuzumuthen, er habe ihn jenem Einen gestohlen. Es ist gerade so wahrscheinlich, daß Herr Ganghofer diesen Einfall hat, als daß Herr Saubermann ihn gehabt hat. Die Annahme einer Entlehnung ist also eine gänzlich überflüssige.

Zum Schlusse muß ich bestätigen, daß es nicht den leisesten Zweifel erleidet, daß Herr Ganghofer das Grundmotiv seines Schauspieles seiner eigenen, 1887 verfaßten Erzählung „Die Stimme des Wassers" entnommen hat.

Mein Tausender.

Jeder weiß, daß es unangenehm ist, kein Geld zu haben, aber Mancher glaubt, daß es angenehm ist, Geld zu haben. Welche Täuschung! Welche Thorheit! Welcher Wahn!

Sonst wünschte auch ich mir oft eine Million. Aber seit ich jetzt — o schauderhaftes, höchst schauderhaftes Los! — an mir selber mit Grauen erfahren, welche Angst, welchen Aerger, welche Schande ein bloßer Tausender bereiten kann, schon ein einziger gemeiner Tausender, ist es mir gründlich für alle Zeiten vergangen. Nein, niemals, niemals wieder — ich mag keine Million! Bemühen Sie sich erst weiter nicht — Versuche, Herr Redacteur, ... o bach vergeblich. Ich bleibe unerschütterlich und fest. Denn — hören Sie nur, was mir passirt ist.

Also: ich hatte einst die Geschichte fängt schon gleich sehr tragisch an) eine alte Tante. Wie das eigentlich gekommen ist, weiß ich nicht mehr. Gott prüft oft seine Diener schwer. Nun wird Ihnen ohne Zweifel der Beruf und Zweck solcher Geschöpfe bekannt sein, wenn selbe reiche Witwen und ohne Kinder sind. Aber — ich bebe vor dieser Beichte, weil so etwas äußerlich immer die ganze Verwandtschaft verdächtigt — aber meine Tante hatte niedrige Begierden, schändliche Gelüste wider die Natur: denken Sie, sie wollte nicht sterben. Jahre, viele lange Jahre hat sie diesem Dasein gefrönt. Mein Gott, ich nur meinen Theil — ich hätte es ihr ja verziehen, immer milde gegen jede Verirrung. Aber meine Schneider, meine Schuster und besonders dieser hämische Lieferant von Prunier mit drei Sternen! (Sie dürfen, wenn Sie sich ein bischen estimiren, keinen anderen Cognac trinken.) Was ich damals Alles dulden, was ich Alles hören, was ich Alles schlucken mußte — und es war doch wahrhaftig nicht meine Schuld! Der Himmel sei ihrer armen Seele gnädig! ich hätte es ihr schon vor Jahren gewünscht.

Vor drei Wochen ist sie doch endlich gestorben. Ich stürzte erschüttert sofort zum Notar und schrie wie das Volk im Cäsar: Das Testament, das Testament! Zwölfhundert Gulden hat sie mir gelassen. Aber da begann der düstere Mann der Legalisirung erst tücksch lange noch zu subtrahiren. Ein gefälliger Tausender und eine liebe Reihe schlichter Gulden blieben schließlich.

Jetzt zog ich mich in die Einsamkeit, ungestört zu sinnen, was geschehen müßte. Sollte ich eine Zeitung gründen oder ein neues Theater, damit der gute Herr v. Bukovics auch einmal eine Freude hat, oder ich könnte auch heiraten — wenigstens einige Zeit. So drängten sich tausend Pläne.

Ich will nicht leugnen, daß mich einen Moment sogar die verwegene Neigung gestreift hat, meine alten Schulden zu ordnen. Nur dachte ich: Jahrelang haben mir diese Leute unablässig wiederholt, daß ich ein Taugenichts bin, der niemals zahlen würde — soll ich sie jetzt auf einmal Lügen strafen? Es würde sie höchstens verstimmen. Auch verweile der neue Mensch bei der Vergangenheit nicht, sondern ich erkannte meine Pflicht, vorwärts zu schauen, für die Zukunft zu sorgen. Jetzt oder nie! Das Wichtigste ist, daß der Mensch Credit hat. Wer Credit hat, hat Alles: Freunde, Frauen, Liebe, Ruhm, Mandate und jedes Glück. Credit sollte mir mein Tausender schaffen.

Verkehr mit Volkswirthen und auch sonst Lectüre von Abutten haben mir ökonomische Bildung gegeben. So faßte ich diesen Plan: ich wollte den Tausender täglich wechseln, aber sofort aus der lieben Reihe der schlichten Gulden wieder ergänzen und in eine neue Note bringen, die gleich wieder gewechselt werden sollte. Und so mit Grazie durch alle Geschäfte von Wien, bis mich die ganze Stadt als den Herrn mit dem Tausender kennen würde.

Gedacht, gethan. Nur durfte ich natürlich nicht in die Locale, die sonst die Ehre haben, mich zu empfangen. Erstens hätte man mir hier am Ende das von früher abgezogen, was nur unnütze Spesen machen würde, und dann kommen da meine Freunde hin. Unter diesen ist es Sitte, daß man, wenn Einer einen Zehner wechselt, der Sache näher rückt — oder es bleibt ihm selten ein Gulden. Sie wären sicherlich consequent genug, das Princip ins Große zu treiben. Ich wollte es lieber nicht riskiren.

Ich ging also in ein fremdes Hotel, speiste einsam, rief den Kellner, ließ ihn addiren und legte meinen Tausender hin. Er bat, ob ich nicht eine kleinere Note hätte. Als ich verneinte, entfernte er sich und blieb lange weg. Endlich wechselte er mir. Eine gewisse Scheu, Beklommenheit und Angst konnte seine bleiche Miene nicht verhehlen.

Ich ergänzte meinen Tausender aus der lieben Reihe der schlichten Gulden und holte beim nächsten Wechsler eine neue Note. Dann schritt ich zu einem Schuster. Es war sehr heiß. Wer konnte, steckte daheim. Kein Leben in der öden und verlassenen Straße. Nur zwei finstere Schatten hörte ich keuchend mir folgen.

Auch der Schuster, als ich ihm den Tausender gab, schien betreten. Er wurde bleich und verschwand aus dem Laden. Nebenan wurde lange hastig gezischelt, gewispert. Dann knarrte hinten heimlich die Thür. Viele Zeit verrann, bis er zitternd mir die Summe brachte. Ich merkte, während ich nach dem nächsten Wechsler ging, daß noch immer die zwei finsteren Schatten mir folgten.

Arglos saß ich im Café Landtmann, wo man auf das Burchardenum sieht, trank geschwind den Schwarzen und wollte mein Experiment wiederholen. Der Kellner erschrak, sah erstaunt auf mich, sah auf den Tausender, bekreuzte sich und war entwichen. Da ragten plötzlich die zwei schattigen Gesellen vor mir.

„Machen Sie kein Aufsehen," sagte der Eine und packte mich an der Gurgel. „Wir wissen Alles. Wir sind von der Polizei. Sie sind der Postdieb."

„Ha!" schrie ich, „woas erkühnt ihr euch?"

„So?" sagte der Andere und legte mir Schellen an die Hände. „Schimpfen auch noch? Da wirst du nicht blos von wegen dem Diebstahl eingesperrt, sondern auch wegen Beamtenbeleidigung — da werden die mindestens dreizehn Jahre aufgeholzt."

„Ja, sind wir denn in Paris?" konnte ich noch rufen — da stopften sie mir mit einem Knebel den Mund und schleppten mich auf die Wache.

„Sie sind der Postdieb," sagte der Commissär.

„Nein," sagte ich.

„Ja," schrie er.

„Nein," schrie ich.

„Warum nicht?" fragte er.

„Warum denn?" fragte ich.

„Beweisen Sie es!"

„Beweisen Sie es!"

„Sie können doch nicht leugnen, drei Tausender gewechselt zu haben," erklärte er höhnisch.

Aber ich bin ja doch der Mepherl!" betheuerte ich in tödtlicher Angst.

„Was Mepherl! Mepherl hin, Mepherl her — ein anständiger Mensch hat heute nicht drei Tausender! Woher denn?"

„Woher? Woher? Ja, Himmelherrgottsakerment — wissen Sie denn nicht, daß ich in der „Deutschen Zeitung" schreibe?"

Da erhebte der Commissär, weil er seinen Wahn begriff. Und die finsteren Schatten bebten. Und wimmernd um Gnade geleiteten sie mich zur Freiheit.

Mepherl.

*) Herr Alfred Freiherr v. Berger hat in dem Proceß Ludwig Ganghofer contra Saubermann auf gerichtliche Aufforderung ein Gutachten erstattet, welches uns freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist und das wir im Nachstehenden unseren Lesern mittheilen.

[Hof- und Personal-Nachrichten.] Erzherzog Leopold Salvator und Erzherzogin Blanca sind heute mittels Courierzuges der Nordbahn aus Lemberg hier angekommen. — Der rumänische Minister Alexander Lahovary ist aus Bukarest hier angekommen. — Fürst Georg Chagari und Gemalin sind von hier nach München abgereist. — Der k. und k. Botschaftssecretär in Rom, Graf J. Wiesniewski ist von hier nach Krakau abgereist. — Der Kreisgerichtspräsident in Serajevo, Josef Karlovic, hat sich von hier nach Ischl begeben. — Der deutsche